

Der Blick auf die andere Seite der Ökonomie

Wovon leben Menschen? Und wofür leben sie? – Das sind die beiden Leitfragen, denen wir in einem mehrjährigen Forschungsprojekt nachgegangen sind. Wir beanspruchen nicht, sie umfassend und verbindlich zu beantworten, aber wir haben uns bemüht, bei der Suche nach Antworten Aspekte des alltäglichen Lebens in den Blick zu nehmen, die in den üblichen Debatten um Zustand und Zukunftsfähigkeit der modernen Gesellschaft sonst oft unterbelichtet bleiben. In den 50 Interviews, die wir im Laufe von zwei Jahren geführt haben, ging es um das, was Menschen tun, um ihren sozialen Zusammenhang, ihr nähräumliches Umfeld in Dorf und Stadt sowie ihre natürliche Umgebung aufrecht- bzw. am Leben zu erhalten.

Wir verstehen unser Buch als Beitrag zur Gegenwartsdiagnose, als eine Bestandsaufnahme in Sachen Subsistenz und Eigenarbeit. Subsistenz meint das, was die Menschen zum Leben brauchen: Nahrung, Kleidung, Wohnung, soziale Beziehungen, Sinn, Bildung. Manches kann man mit Geld kaufen, so man welches hat. Manches wird vom Staat als Infrastruktur zur Verfügung gestellt. Um soziale Beziehungen und Sinn muss man sich bemühen, sie sind mit Geld nicht zu erwerben; und auch die Aufbereitung der gekauften Dinge, die Zubereitung der Lebensmittel, die Einrichtung der Wohnung etc. muss man in aller Regel schon selber bewerkstelligen. Bei Eigenarbeit und Handeln im Sinne von Subsistenz handelt es sich um Tätigkeiten, in denen Arbeit primär selbstbestimmt und selbst erhaltend geleistet wird. Das schließt Tauschbeziehungen nicht aus. Der Wert der ausgetauschten materiellen und symbolischen Güter wird in diesen Beziehungen aber über Reziprozität (Gegenseitigkeit) ermittelt. Die Tauschbeziehungen manifestieren sich in gegenseitigen Verpflichtungen, in Zusammengehörigkeiten, die soziale Einbeziehung und Dazugehörigkeit stiften.

Mit dem Buchtitel »Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes« wollten wir darauf aufmerksam machen, dass Menschen nicht allein oder noch nicht einmal in erster Linie von Erwerbsarbeit und Konsumartikeln leben, sondern immer noch hauptsächlich von Dingen und Tätigkeiten, die sich jenseits des kapitalistischen Marktes befinden und die die kapitalistische Warenlogik womöglich konterkarie-

ren. Für ihre umfassende materielle Versorgung, aber vor allem für ihre Versorgung mit sozialen Beziehungen und Sinn sind Menschen mehr auf die unbezahlte Arbeit angewiesen als auf die bezahlte.

Von Erwerbsarbeit allein könnte kein Mensch leben, tatsächlich macht die bezahlte Arbeit nur gut ein Drittel der gesellschaftlich notwendigen Arbeit aus (Pinl 2004). Hausarbeit, Eigenarbeit, ehrenamtliches Engagement sind für den Bestand des Gemeinwesens wie für die private Versorgung unabdingbar. Im gesellschaftlichen Bewusstsein ist dieser Umstand meist nur wenig präsent. Entsprechend werden die unentgeltlichen Bereiche oft nur ungenügend geschätzt und geschützt. Staatlich subventioniert wird z. B. eher die Warenproduktion als die Subsistenzproduktion. Was der »anderen Seite der Wirtschaft« zugemutet wird – durch Privatisierung, Gesetzeslage, Sparmaßnahmen – gerät häufig überhaupt nicht in den Blick.

»Arbeit jenseits des Marktes« meint genau diese Tätigkeitsfelder der Subsistenz: vom Kochen über das Fürsorgen bis hin zum Werken. »Engagement jenseits des Marktes« meint die Übernahme von Verantwortung für ein Gemeinwesen, ob Dorf, Verein, Stadtviertel oder Welt. Und »Muße jenseits des Marktes« meint das andere Zeitempfinden, die Muße, die Eigenarbeit und Engagement vermitteln, im Unterschied zur »Freizeit«, die oft in Freizeitstress mündet. Eigenarbeit und Engagement können dem modernen Individuum unter Umständen einen Ausstieg aus seiner permanenten Zeitnot eröffnen. Eigenarbeit hat mitunter Ähnlichkeit mit Meditation, versetzt in einen Zustand von Kontemplation; auch hier können sich die Menschen versenken, ob in den Bau einer Tiffanylampe oder ins Nähen einer Jacke. All die Stunden nicht aufrechnen zu müssen, die man im Verein oder mit der »Verbesserung der Welt« verbringt, ist für viele Menschen offenbar sehr erholsam.

Unter ungünstigen Bedingungen können Haus- und Eigenarbeit oder das ehrenamtliche Engagement natürlich auch in Stress ausarten. Wir wollen hier nichts beschönigen. Die unbezahlte Arbeit ist nicht automatisch das Reich der Freiheit, die Subsistenz existiert nicht unabhängig von der Marktökonomie, sie ist im Gegenteil vielfältig mit ihr verzahnt und von ihr beeinflusst. Unter modernen Bedingungen ist die Subsistenz nur in ihrer modernen Form – und nicht in einer von der Moderne unangehörten – zu haben. Subsistenz kann zur Belastung werden, wenn die Menschen nicht genug Zeit haben bzw. wenn sie nicht genügend (gesellschaftliche wie familiäre) Unterstützung bekommen, die unbezahlte Arbeit mit der bezahlten Arbeit zu vereinbaren. Bei Frauen ist das besonders häufig der Fall. Frauen flüchten sogar mitunter in die Erwerbsarbeit, um sich den familiären Anforderungen der Subsistenz zu entziehen (Hochschild 2002). Es gibt darüber hinaus eine gesellschaftliche Tendenz bzw.

das Interesse von Individuen, die Ansprüche der Subsistenz zu reduzieren, um mehr freie Zeit zu haben. Teilweise handelt es sich aber auch um eine Verschiebung: Es wird nicht (mehr) aufwendig gekocht, sondern lieber das Nikolaustreffen des Vereins organisiert. Kaum jemand betreibt noch eine ausgedehnte Selbstversorgungswirtschaft, aber wir denken nicht, dass es ein Problem ist, wenn die Individuen inzwischen lieber Stadtteilprojekte initiieren, als einen Gemüsegarten betreiben. Eine Verschiebung von der privaten hin zur öffentlichen Eigenarbeit ist für das politische Gemeinwesen sogar womöglich ein Gewinn. Allerdings könnte die Strukturveränderung vom traditionellen Engagement in Vereinen, Kirchen und Gewerkschaften etc. hin zum Engagement in informelleren Vereinigungen den Ausschluss bildungsferner Schichten bzw. sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen noch verstärken.

Subsistenz und Eigenarbeit werden in der modernen Gesellschaft auf vielfältige Weise gelebt. Subsistenz ist eben nicht nur in entsprechend ausgeflaggt Selbstversorgungsprojekten beobachtbar, sondern als ein sozialer Modus, der mit anderen produktiv verknüpft werden kann, beinahe omnipräsent. Salopp formuliert könnte man sagen: Sie hält »den Laden am Laufen«, selbst wenn es oft auf den ersten Blick nicht so aussieht. Eine vollständig um Subsistenz bereinigte Gesellschaft ist nicht vorstellbar, auch wenn manche Rede in Wirtschaft und Politik den Eindruck erweckt, als sollte genau dies angestrebt werden.

Seit den 1990er-Jahren – mit dem Ende der Systemkonkurrenz – kommen mit Hinweis auf die »Wettbewerbsfähigkeit« des Standorts Deutschland mehr und mehr neoliberale Wirtschaftspolitiken zum Einsatz: In privaten und öffentlichen Unternehmen wird zunehmend radikaler rationalisiert, der Sozialstaat wird zurückgebaut, der Staat zieht sich aus der öffentlichen Daseinsvorsorge zurück. Viele ehemals öffentliche Unternehmungen werden zu privaten Unternehmen, die profitorientiert arbeiten (müssen). Das schadet der Subsistenz. Es verschlechtert gemeinhin die Arbeitsbedingungen der Beschäftigten, oft auch die Qualität der Dienstleistung und womöglich auch die Ökobilanzen, wenn es primär um Profitmaximierung statt um gute Versorgung geht. Insbesondere in den sozialen Berufen hat es Folgen für die Qualität der Arbeit, wenn eine Leistung nur noch ein fixes Quantum an Zeit bzw. Geld kosten darf. Die ganze Gesellschaft soll offenbar nach dem Vorbild der Konkurrenzwirtschaft umgebaut werden: Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Gesundheit etc. erscheinen, so sie nach »Wirtschaftlichkeit« beurteilt werden und nicht nach ihrer Eigenökonomie, als »Unternehmen mit mangelnder Effizienz«, so »als sei die Welt, in der wir leben, ausschließlich pekuniäre Welt, die nach dem Muster von Wirtschaftsunternehmen [...] bearbeitet werden müsste« (Fuchs 2003: 15). In der Konsequenz werden Jugendzentren und Stadt-

theater geschlossen, Studiengebühren eingeführt und damit das Prinzip der Chancengleichheit verabschiedet, Post, Bahn und Krankenhäuser privatisiert, Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst abgebaut etc.

In den Privatunternehmen wird derweil die verbleibende Arbeit verdichtet. Das heißt, auch hier werden Nischen beseitigt. Die Arbeitskräfte kommen nicht mehr dazu, auch noch Subsistenzangelegenheiten am Arbeitsplatz zu erledigen: sich die Sorgen der Kollegin anzuhören, mit der Klientin noch eine Tasse Tee zu trinken, sich in der Werkstatt der Firma nach Feierabend einen Tisch zu bauen etc. Inwieweit sich diese Rationalisierung betriebswirtschaftlich wirklich rechnet, ist umstritten. Womöglich schadet sie der Gesundheit der MitarbeiterInnen und damit der Volkswirtschaft. Die Gesellschaft auf die Marktlogik reduzieren und um die soziale Ökonomie – um die Subsistenz – bereinigen zu wollen, dürfte jedenfalls letztlich kontraproduktiv sein. Es führt nicht nur zu materieller und sozialer Armut, sondern verkennt auch die Funktionsweise der modernen Gesellschaft (vgl. Fuchs 2003).

Beitrag zur Nachhaltigkeitsdebatte

Wir verstehen die Ergebnisse unseres Forschungsprojektes als Beitrag zur Nachhaltigkeitsdebatte. Die Aufmerksamkeit auf die »andere Ökonomie« zu lenken, ist im Hinblick auf eine nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung dringend geboten. Denn Eigenarbeit und gesellschaftliches Engagement (und Muße) sind im besten Sinne nachhaltig, zunächst, weil sie den Beteiligten gut tun, weil sie »davon leben«, aber auch, weil sie offensichtlich den sozialen Kitt liefern, der für den Bestand von Gesellschaft unabdingbar ist, und schließlich, weil hier vielversprechende soziale Erfindungen geschehen. Wir haben im Laufe unseres Forschungsprojektes vor allem die *soziale* Dimension von Nachhaltigkeit in den Blick genommen, während sich andere Forschungen in diesem Bereich meist auf die *ökologische* Dimension konzentrieren. Insofern liefern unsere Beobachtungen und Analysen eine wichtige Ergänzung zu den bisher veröffentlichten Arbeiten. Denn was der ökologischen Nachhaltigkeit dient, muss nicht automatisch zur sozialen Sicherheit und Funktionsfähigkeit gesellschaftlicher Institutionen beitragen.

¹ Die Autorinnen subsumieren unter Lebensweltökonomie »Hausarbeit, Subsistenzproduktion, Eigenarbeit, zivilgesellschaftliches Engagement, Pflege und andere soziale Dienstleistungen« (Jochimsen/Knoblach 2006: 7).

Wir sind überzeugt: Wir brauchen die Aufwertung der Lebensweltökonomie (vgl. Jochimsen/Knoblauch 2006)¹, wir brauchen öffentliche Aufmerksamkeit für die Subsistenzbereiche, wir brauchen Fürsprecher, Forschung und eine realistische Einschätzung, was sie leisten können und wo sie gefährdet sind. Denn nicht nur, was die materielle und emotionale Versorgung der einzelnen Menschen, sondern auch, was die Bewahrung des gesellschaftlichen Friedens und den Bestand der Zivilgesellschaft angeht, ist Subsistenz mit der ihr eigenen ökonomischen Logik unabdingbar. Es braucht die Lebensweltökonomie – und die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für die Lebensweltökonomie – als Gegengewicht zur fortschreitenden Neoliberalisierung von Ökonomie und Gesellschaft.

Von der Logik bzw. vom Standpunkt der Lebensweltökonomie aus lassen sich Ansatzpunkte für eine nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung formulieren. Denn das einzige reale, materiell erfahrbare Gegengewicht zu einem Mentalitätsklima, in dem wirtschaftliche Aktivitäten nichts mehr mit zwischenmenschlichen gesellschaftlichen Prozessen zu tun zu haben scheinen, ist, so Veronika Bennholdt-Thomsen, die Subsistenzproduktion. »So liefern uns der Alltag und die Lebensweltökonomie die Anknüpfungspunkte für eine andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Praxis ...« (Bennholdt-Thomsen 2006: 84), »nicht-warenförmige Handlungsfelder und Sozialbezüge [weisen] erhebliche Nachhaltigkeitspotenziale sozialer wie ökologischer wie (regional-)ökonomischer Art auf« (Müller 2004: 152). Gerade aus solchem selbstbestimmten Tun, bei dem die Beteiligten das Gefühl haben, ihre Sozial- und Naturräume in ihrem eigenen Sinne gestalten oder wenigstens beeinflussen zu können, können sich Ansätze für eine insgesamt nachhaltigere Lebensführung ergeben. Insofern plädieren wir dafür, die Diskussion über eine nachhaltige Wirtschaftsweise um die versorgungswirtschaftlichen Bereiche zu erweitern.

Ob insbesondere Eigenarbeit helfen kann, den »kompensatorischen Konsum« zu verringern und insofern zu einer ökologisch nachhaltigeren Lebensweise führt, muss allerdings weiter offen bleiben (vgl. Scherhorn 1999; kritisch dazu Becker 1998). Auch die im Rahmen dieses Forschungsprojektes geführten Interviews ergeben hier kein eindeutiges Bild. Ein Hang zu Eigenarbeit und Subsistenz reduziert nicht automatisch den Konsum, scheint aber unter Umständen so etwas wie einen sorgsamen Umgang mit Dingen zu begünstigen. Die Bereitschaft zu Eigenarbeit geht meist mit einer bestimmten Wertschätzung nicht nur für die selbst hergestellten Dinge einher, sondern begünstigt unter Umständen auch einen sorgsamen Umgang mit Ressourcen insgesamt: »Wenn ich weiß, wie viel Arbeit da drin steckt, dann gehe ich doch ganz anders damit um«, kommentiert eine Interviewte stellvertretend für viele. Grundsätzlich ist die jeweilige Eigenarbeitspraxis in den Lebensstil einer Person eingebettet. Bei einer

ohnehin genügsamen – und schon von daher ökologisch nachhaltigen – Lebensführung findet auch die Eigenarbeit unter diesem Vorzeichen statt bzw. dient solchen Zwecken. Ein unbedarftes Verhältnis zum Konsum kann sich dagegen auch in der Eigenarbeit beweisen.

Zu behaupten, dass eine individuelle Praxis der Eigenarbeit auch immer das Verantwortungsgefühl für das Gemeinwesen stärkt, wäre gleichfalls gewagt. Bei einigen der InterviewpartnerInnen gehen beide Formen des Engagements Hand in Hand, bei anderen nicht. Gerade in ländlichen Kontexten ist öfter zu beobachten, wie private gemeinschaftliche Eigenarbeit, z. B. beim Hausbau, in eine allgemeine Kultur der Eigenarbeit eingebettet ist, die dann zum selbstverständlichen Engagement auch bei öffentlicher gemeinschaftlicher Eigenarbeit – etwa in Vereinen oder Gemeinden – führt. Dennoch sind Eigenarbeit und gesellschaftliches Engagement zunächst zwei verschiedene Dinge. Allerdings stärkt Eigenarbeit offenbar das Autonomiegefühl – und das ist eine wichtige, wenn auch keine hinreichende Voraussetzung für gesellschaftliches Engagement.

Einprägsame Bilder – Berührende Geschichten

Wir haben bei den Gesprächen mit den Interviewten bewusst eine »ressourcenorientierte Perspektive« eingenommen. Wir wollten nicht nach den Defiziten der Menschen Ausschau halten – z. B. ihrer mangelnden Bereitschaft in Sachen umweltbewusstes Handeln –, wir wollten vielmehr wissen, welche positiven Ansätze es für Nachhaltigkeit, sprich die Erhaltung der natürlichen und sozialen Ressourcen, im ganz normalen Alltag ganz normaler Leute gibt. Wir wollten uns den Sichtweisen derer öffnen, die für nachhaltige Lebensweisen gewonnen werden sollen: »Das wiederum bedeutet zu fragen, was ihnen wichtig ist; ihre Lebenskompetenz, ihre Lebensklugheit einzubeziehen; von ihren Bedürfnissen nach Sicherheit, Kontinuität, Selbermachen, Geld sparen, mehr Zeit haben, gesund sein (werden) usw. her zu denken.« (Linz 2004: 9) Diesem Plädoyer, das in einem *Arbeitspapier zu Suffizienz und Suffizienzforschung* des *Wuppertal Instituts* formuliert wurde, schließen wir uns vorbehaltlos an und auch der Vermutung: »Dabei mag sich herausstellen, dass es sowohl in den Lebensplänen als auch im täglichen Verhalten schon mehr von einer sich an den eigenen Möglichkeiten orientierenden Selbstbegrenzung gibt, als die Sozialwissenschaften in der Regel wahrnehmen.« (Ebd.: 44)

Wir haben uns bemüht, offen, ohne Vorgabe hinsichtlich des »richtigen« Verhaltens, an den Alltag der Interviewten heranzutreten. Die Befragten sind die Experten. Sie wissen selbst am besten, wie sie ihren jeweiligen

Handlungsrahmen einzuschätzen haben und nutzen können. Es ging uns um *ihre* Beurteilungen in Bezug auf ihren Alltag, in Bezug auf ihr sozial und ökologisch nachhaltiges oder nicht nachhaltiges Handeln.

Anschaulichkeit, so heißt es im oben bereits erwähnten Papier des *Wuppertal Instituts*, kommt dem Nachhaltigkeitsprojekt zugute: »Einprägsame Bilder zeigen, Geschichten erzählen, die Menschen berühren, die sie nicht nur in ihren Einsichten, sondern mehr noch in ihren Gefühlen erreichen ... Das alles heißt auch, die Möglichkeiten nutzen, an das anzuknüpfen, was da ist, was latent gewusst wird. Suffizienz² lebt in vielfacher Gestalt in den kulturellen Traditionen wie in gegenwärtigen Lebensformen – oft freilich der Erinnerung entschwunden oder vom Zeitgeist überdeckt.« (Ebd.: 45)

In dem vorliegenden Buch wollen wir genau dies tun: Einprägsame Bilder zeigen, berührende Geschichten erzählen und an das anknüpfen, was latent gewusst wird.

Konzentriert haben wir uns dabei auf die Bereiche Fürsorge, soziale Beziehungen und soziales Engagement auf der einen sowie auf das Naturverhältnis und die Verantwortung für den Erhalt der Natur auf der anderen Seite. Im bürgerschaftlichen Engagement für die Natur kommen beide Bereiche zusammen. Ob ein solches Engagement dann allerdings unter dem Strich »nachhaltiger« ist als eines, das sich nicht als ökologisch versteht, aber womöglich Teil eines ressourcenschonenden Lebensstils ist und sich um Dorf oder Stadtteil verdient macht, muss hier offen bleiben. Ökobilanzen haben wir keine erstellt.

Festzuhalten ist, dass sich viele Menschen längst Gedanken machen, wie sie umweltfreundlicher leben könnten. Selbst wenn sie Zweifel haben, welche Handlungen überhaupt sinnvoll bzw. zielführend sind, versuchen sie, zumindest irgendetwas zum Umweltschutz beizutragen: Müll trennen, bewusst einkaufen, Energie sparen, Dinge lange in Gebrauch halten etc. Und ob es der mündige Verbraucher oder auch die mündige Verbraucherin alleine wird richten können, ist ohnehin fraglich. Unsere Interviews scheinen jedenfalls die These zu bestätigen, dass Umwelteinstellung und Verhalten kaum einen sozialstrukturellen Bezug aufweisen: »Das heißt, sie sind nur lose und zum Teil mit mehreren Milieus verknüpft.« (Brand u. a. 2002: 152) »Die ökologische Thematik lässt sich offensichtlich weder in überlieferte Lebensformen noch in neue, konsum- und erlebnisorien-

² »Suffizienz« meint Genügsamkeit und wird im Nachhaltigkeitsdiskurs als Ergänzung oder auch als Gegensatz von »Effizienz(strategien)« (also einer besseren Ausnutzung natürlicher Ressourcen) betrachtet. Mit Suffizienz ist das Plädoyer für einen anderen, z. B. weniger konsumintensiven Lebensstil verbunden. Im Fokus steht die ökologische Dimension von Nachhaltigkeit.

tierte Lebensstile bruchlos integrieren ...« (Poferl u. a. 1997: 34 f.). Oder umgekehrt formuliert: »Bruchstücke« lassen sich überall integrieren. Und so ist das Konsumverhalten der Interviewten überwiegend reflektiert und auch – in jeweils ganz unterschiedlicher Art – von Umweltschutzerwägungen beeinflusst. Das liegt teilweise an der Auswahl unserer InterviewpartnerInnen, bei denen es sich um engagierte Personen handelt, aber auch daran, dass Umweltschutzerwägungen eben nicht mehr nur die Sache einer kleinen Minderheit, sondern allgemein im Bewusstsein der bundesdeutschen Bevölkerung verankert sind.

Zum Aufbau des Buches

Wie bereits eingangs erwähnt, haben wir im Rahmen des Forschungsprojektes über einen Zeitraum von zwei Jahren mit 50 Personen aus unterschiedlichen sozialen Milieus über die nachhaltigen Aspekte in ihrem Alltag gesprochen.³ Aus 28 dieser Interviews sind die Textporträts entstanden.⁴ Eingeleitet werden sie durch die fotografischen Porträts von Cornelia Suhan. Die Fotografien ordnen die sozialen Praxisfelder jenseits des Marktes konkreten Personen zu und geben ihnen dadurch ein Gesicht.

Text- und Fotoporträts bilden das Kernstück des vorliegenden Buches. Wir haben die Porträts jeweils einem Kapitel und Thema zugeordnet. Sie liefern aber durchaus auch interessante Beiträge über diese Zuordnung hinaus. Die vier Kapitel – »Für andere sorgen«, »Nahraum gestalten«, »Natur erleben – Natur bewahren« und »Selber machen« – werden durch eine Analyse der jeweiligen sozialen Praxen eingeführt. Dieses Entree lotet gleichsam die Reichweite der einzelnen beschriebenen Fälle aus und macht die im Projekt gewonnenen Beobachtungen einer Gegenwartsdiagnose zugänglich.

Das Buch endet mit einer Zeitdiagnose über »Das (post-)moderne Individuum zwischen Markt und Subsistenz«. Dieses Kapitel richtet sich

³ Nähere Angaben zu Verlauf und Methodologie des Forschungsberichts sowie zu den Interviewten siehe Anhang.

⁴ Die Texte sympathisieren unverhohlen mit den Porträtierten. Deren Lebens-»Projekten« und -vorhaben gilt unser Interesse und unsere Würdigung. Interpretation und Formulierung sind mit den Porträtierten abgestimmt und von ihnen zur Veröffentlichung »freigegeben« worden. Davor stand an einigen Stellen Nachbesserungs- bzw. Veränderungsbedarf. Damit sind die Porträts mit zwei Signaturen versehen. Zitate aus den Interviews wurden sprachlich geglättet.

in besonderer Weise an ein wissenschaftlich orientiertes und an soziologischer Theoriebildung interessiertes Publikum. Es ist gleichzeitig zusammenfassende Analyse wie theoretische Reflexion des zuvor Geschilderten. Ausführungen zu »Material und Methode« des Forschungsprojektes finden sich, ebenso wie eine Liste aller am Forschungsprojekt beteiligten Personen, im Anhang dieses Buches.